



INS WASSER GEHEN

Wie kein anderer Suizid beunruhigt der Freitod im Wasser unsere Gemüter.
Und wie kein anderer treibt er seit je Dichter, Schriftsteller und Künstler um.
Eine kleine Kulturgeschichte der Wasserleiche

VON ZORA DEL BUONO

John Everett Millais (1829–1896),
„Ophelia“, Öl auf Leinwand, 1851,
Tate Gallery, London

Die Wasserleiche ist eine schöne Tote, blass, von entrückter Reinheit, ein elfenhaftes Wesen, engelgleich, leicht wie eine Seerose. So zeigen sie die Maler. Die Wasserleiche beschert einen grauvollen Anblick, aufgequollen, unförmig und zerbeult, ein sich zersetzender Körper, die Haut löst sich vom Fleisch wie ein schrumpeliger Gummihandschuh, schreckliche Verfärbungen verunstalten das, was einst ein intakter Leib gewesen ist. Das wissen die Pathologen. Ins Wasser gehen ist ein friedvoller Tod, sanft hinübergleiten in die andere Welt, sich auflösen, eins werden mit den Elementen, sich dem Kreislauf des Wassers hingeben, über die Seen und Flüsse in die Meere ziehen, versinken in der angenehmen, tröstlichen Stille. Das fantasieren die Romantiker. Ertrinken ist ein brutaler Tod, denn wer ertrinkt, der erstickt. So sagen es die Mediziner.

Keine Suizidmethode ist derart emotional besetzt wie der Wassertod. Durch alle Kulturen und Zeiten hindurch gingen Menschen in ihrer Not ins Wasser, haben andere Menschen ihre Leichname gefunden, sie begraben oder auch nicht, über sie geredet, sie verachtet oder bewundert, gar Kultfiguren aus ihnen gemacht. Schon die antike Sagenwelt berichtet von Suizidenten wie Ägeus, der sich vor Kummer ins Meer stürzte, weil er seinen Sohn Theseus tot glaubte. Die Ägäis hat ihren Namen von einem Suizidenten erhalten.

„Selbstmörder ist man lange bevor man sich umbringt“, schrieb Jean Améry 1976 in seinem Essay „Hand an sich legen“, diesem großen Text über den freiwilligen Tod, der bis heute zum Eindringlichsten gehört, was zu dem Thema geschrieben worden ist. Wer für sich die Tür zur letzten Möglichkeit einmal gedanklich aufgestoßen habe, für den sei das Leben danach ein anderes. Von Trunkenheit spricht Améry, von einem Rausch, einem selbst gewählten Freiheitserleben, der Wassertod ist ihm verlockend. „Oder Ertrinken, irgendwo an der Nordseeküste. Wasser an den Beinen, Wasser, das langsam steigt, zur Brust, über sie hinaus, an die Lippen. Der Kopf wird noch eine Weile oberhalb der Wellen bleiben wollen, voll bis zum Zerspringen von gurgelnder Flutenmusik. Bis er verschwindet, und was die Leute dann an den Strand ziehen, ist eine Sache, une chose, kein ‚Ertrunkener‘, sondern ein Etwas, das mit Mensch und Ich nichts mehr zu tun hat.“

Totenmaske eines unbekanntes Mädchens, das 1901 aus der Seine geborgen worden war. Anonym



GRÜNDE }

Warum ins Wasser gehen? Die Realität ist nicht romantisch. Die Gründe für einen Freitod sind vielfältig, die Entscheidung für das Wasser in der Regel eine sachliche, eine praktische. Das Wasser ist einfach da, für jeden zugänglich. Es ist geradezu nahe liegend. Früher war der Wassertod ein Armentod. Wer keine Pistole besaß und kein Gift, keinen Gasherd oder keinen offenen Balken, um den sich ein Strick binden ließ, für den war der Fluss, der See oder das Meer die einfachste Möglichkeit, sich das Leben zu nehmen. Des Schwimmens unfähig waren die meisten Menschen noch bis vor nicht allzu langer Zeit. Warum also ins Wasser gehen? Die Dichter wussten angeblich Antwort auf diese Frage, Liebesleid war bei ihnen einer der häufigsten Gründe. Bei dem Lyriker Georg Heym etwa heißt es an einer Stelle in „Tod der Liebenden“:

*Wir werden immer beieinander bleiben
Im schattenhaften Walde auf dem Grunde.
Die gleiche Woge wird uns dunkel treiben,
Und gleiche Träume trinkt der Kuss vom Munde.*

Den Kummer des Herzens hat kaum jemand anrührender geschildert als der Schweizer Dichter Gottfried Keller in seiner Erzählung von „Romeo und Julia auf dem Dorfe“. Die Väter heillos wegen eines Ackers zerstritten, sehen die verliebten Kinder keinen anderen Weg, als sich auf einem Floß in den Fluss zu begeben und im Mondschein gemeinsam ins Wasser zu fallen, nach einer, der ersten und zugleich letzten, Liebesnacht.

Was bei Keller gnädig als Liebestod durchgehen kann, wird bei Hermann Hesse zu einer Anklage an die Gesellschaft. Wie bei Keller ist auch in Hesses Roman „Unterm Rad“ der Druck des Vaters auf den Sohn das ausschlaggebende Moment. Der zarte Hans, der oft „erschöpft“ ist und unter „nervösen Schwächezuständen“ leidet, gar in einen „langdauernden Weinkrampf“ ausbricht, ist alles andere als ein Jugendlicher, der sich auflehnt. Er ist passiv, lernt fleißig, wie die Autoritäten es fordern – und bricht zusammen. Schließlich lässt sich der Junge ins Wasser fallen, wird mitgenommen vom Fluss. Hesse wusste, worüber er schrieb: Als Jugendlicher melancholisch, heute würde man sagen: depressiv, flüchtete der fast 15-Jährige am 7. März 1892 aus dem verhassten Maulbronner Klosterseminar. Am Tag zuvor hatte er ein Gedicht geschrieben, das seine suizidale Neigung und die fortwährende Faszination für Gewässer schon enthielt:

*Ich steh allein auf dem Berge,
Allein mit all meinem Weh,
Und schaue hinab in die Weiten,
Hinaus in den ruhigen See,
Der See ist so blau wie der Himmel;
Da wird mir so eigen zumut,
Als sollt' ich hinein in die Fluten,
als wäre dann alles gut.*



Szene aus Veit Harlans Film „Jud Süß“ mit der „Reichswasserleiche“ Kristina Söderbaum, 1940

Hesses Tage in Maulbronn waren gezählt, er verbrachte die nächsten Monate in einer Nerven- und einer Kinderheilanstalt. Sie ließen den Unglücklichen noch unglücklicher werden; erst mit dem Besuch einer weiteren Schule stabilisierte sich sein seelischer Zustand langsam wieder. Als Hesse „Unterm Rad“ 1903 in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vorabdrucken ließ, erregte der Text die Gemüter. Ein Kritiker schrieb, der Roman sei eine „Anleitung für Eltern, Vormünder und Lehrer, wie man einen gesunden, begabten jungen Menschen am zweckmäßigsten zugrunde richtet“.

Das Zeitalter der Psychoanalyse hatte eben erst begonnen, und Bücher wie „Das Jahrhundert des Kindes“ der schwedischen Reformpädagogin Ellen Key fanden nur zögerlich ihre Leser, wurden dann aber viel diskutiert. Langsam begann sich ein Bewusstsein für seelische Dinge zu formieren, zumal sich die Schüler-selbsttötungen gerade im wilhelminischen Deutschland dramatisch häuften. Liebesleid, gesellschaftlicher Druck, alles floss in die Literatur ein. Doch kein Topos ist so beliebt wie der des gefallenen Mädchens. Verführt, geschwängert, dem Leben ein Ende gesetzt – nicht nur Bert Brecht schrieb Gedicht um Gedicht darüber. Verzweiflung und vor allem Scham waren es, die Frauen in den nassen Tod trieben, schwangere und geschändete zumal.

Schon die alten Griechen wussten das; die Nymphe Halia stürzte sich ins Meer, nachdem sie von ihren eigenen sechs Söhnen vergewaltigt worden war. Pudor nennt man diesen Tod, die Selbsttötung aus Scham. Ein aus der Reihe scherendes Mädchen, vergnügt, verliebt oder einfach nur lüstern, das durfte es nicht geben. Frauen hatten ihrer gesellschaftlichen Funktion zu genügen, angepasst, sittsam, still, der Familie dienend. Die Herrscher des Nationalsozialismus fanden in der Schauspielerin Kristina Söderbaum die Vorzeigesünderin, die für ihre – filmische – Frivolität büßen musste. Vor allem Goebbels entwickelte einen gewissen Fanatismus für die Figur des gefallenen Mädchens; Söderbaum spielte in drei Filmen eine Frau, die ins Wasser geht. „Reichswasserleiche“ nannte das Volk die blonde Schauspielerin aus Schweden bald, ihre Popularität wurde durch den antisemitischen Hetzfilm „Jud Süß“ ins Höchste katapultiert. Eine deutsche Frau, die mit einem Juden schläft oder von einem Juden vergewaltigt wird – der Film ließ die Leseart offen, was zu Diskussionen führte und Goebbels wutentbrannt am Film des Regisseurs Veit Harlan herumschneiden ließ –, durfte nicht sein, ihr Ende fand sie im Neckar, dramatisch ausgeleuchtet und pathetisch inszeniert. ➤

TATEN }

Liebster,
ich spüre genau, dass ich wieder wahnsinnig werde. Ich glaube, dass wir eine solche schreckliche Zeit nicht noch einmal durchmachen können. Und diesmal werde ich nicht wieder gesund werden. Ich höre Stimmen, und ich kann mich nicht konzentrieren. Darum tue ich, was mir in dieser Situation das Beste scheint. Du hast mir das größtmögliche Glück geschenkt. Du bist mir alles gewesen, was einem einer sein kann. Ich glaube nicht, dass zwei Menschen haben glücklicher sein können – bis die schreckliche Krankheit kam. Ich kann nicht länger dagegen ankämpfen. Ich weiß, dass ich dir dein Leben ruiniere und dass du ohne mich würdest arbeiten können. Und ich weiß, du wirst es tun. Du siehst, nicht einmal das kann ich richtig hinschreiben. Ich kann nicht lesen. Was ich sagen möchte, ist, dass ich alles Glück meines Lebens dir verdanke. Du bist unglaublich geduldig mit mir und unglaublich gut zu mir gewesen. Das möchte ich sagen – jeder weiß es. Hätte mich jemand retten können, wärest du es gewesen. Alles, außer der Gewissheit deiner Güte, hat mich verlassen. Ich kann dein Leben nicht länger ruinieren. Ich glaube nicht, dass zwei Menschen glücklicher hätten sein können, als wir gewesen sind.

Virginia Woolf beendete am 28. März 1941 ihr Leben, indem sie in den Fluss Ouse im englischen Sussex ging, den Mantel mit einem großen Stein beschwert, da sie eine gute Schwimmerin war. Sie und ihr Mann hatten sich schon im Jahr zuvor einen Vorschlag gefasst: Sollten die Deutschen in England einfallen, würden sie gemeinsam aus dem Leben scheiden, da Leonard Woolf Jude und Sozialist war. Die beiden hatten Gift und Benzin gehortet. Doch die Dichterin beendete ihr Leben allein, der Abschiedsbrief an ihren Mann ist ein eindrückliches Dokument ihrer Depression und der Angst vor dem Wahnsinn, den sie nahen spürte. Ihre Leiche wurde erst nach drei Wochen im Wasser gefunden.

Allein sterben müssen wir alle. Und doch gibt es das Phänomen der kollektiven Selbsttötung. Dramatischstes Ereignis ist der Massenfreitod von Demmin, wo kurz vor Kriegsende 1945 fast 1000 Menschen freiwillig in den Tod gingen, um der Gewalt der Russen zu entgehen, die den kleinen Ort nördlich von Berlin eingenommen hatten. Die meisten von ihnen ertränkten sich in einem der drei Flüsse, die Demmin umschließen, vorwiegend Frauen und Kinder. Zeitzeugen berichten, dass „ein Funke von einem auf den anderen übersprungen ist“, der jedes rationale Denken ausgelöscht habe.

So wie Taten anstecken können, gibt es auch Orte, die eine Macht der Anziehung ausstrahlen. Die Golden Gate Bridge gehört dazu, wo die Polizei patrouilliert, um potenzielle Suizidenten vor dem Sprung ins Wasser abzuhalten. Auch Beachy Head, eine pittoreske, steile Klippe an Englands Südküste, ist eine solche Stelle, an der sich seit Jahrhunderten Menschen in die Fluten werfen. In vielen Dörfern liegt ein Weiher, in den schon immer Menschen



Christa Sturm, „Ophelia“, Videoinstallation, 2002

gingen. Orte, die im Lauf der Zeit eine Aura erhalten, die Grusel und Faszination gleichermaßen auslöst.

Von Modeerscheinungen zu sprechen wäre angesichts des Themas fatal, doch es ist erkennbar, welche Suizidmethode zu welcher Zeit in unterschiedlichen Gesellschaften bevorzugt wurde. In der frühen Neuzeit etwa stand im europäischen Raum das Ertränken an oberster Stelle, während heute im bundesdeutschen Durchschnitt nur noch zwei Prozent der vollbrachten Freitode bei Männern und sieben Prozent bei Frauen im Wasser stattfinden. Weitaus mehr Menschen nehmen sich durch Erhängen, Vergiften oder durch Stürze aus der Höhe das Leben. Vollendete Wassersuizide wie der des Schauspielers Ulrich Wildgruber, der auf Sylt in der Nordsee sein Leben beschloss, bleiben denn auch im kollektiven Gedächtnis als besonders schauriges Ende haften.

In Paris um 1800 war ein Gang ins Wasser so selbstverständlich, dass der britische Reisende Richard Cobb verwundert notierte: „Die meisten ertränkten sich in ihren besten Kleidern. Diese Koketterie ging so weit, dass man sogar an die Accessoires dachte wie Spitzenmanschetten, Handschuhe, breite und bunte Krawatten, gesticktes Jabot und Stulpenstiefel.“ Von 274 behördlich erfassten Pariser Suizidenten hatten um die Wende zum 19. Jahrhundert 249 ihr Leben in der Seine beendet, was 90 Prozent entspricht; ob die Statistiken zuverlässig sind, ist allerdings fraglich. Dass der Engländer sich so für das Thema interessierte, ist nicht weiter erstaunlich, denn der freiwillige Tod wurde in jener Zeit als „englische Krankheit“ bezeichnet, was aber weniger, wie man annehmen mag, am englischen Nebel lag als vielmehr daran, dass Londoner Zeitungen jede Selbstentlebung sensationell schilderten. Mit der „Humane Society“ wurde sogar eine Organisation gegründet, deren Anliegen es war, der Bevölkerung beizubringen, wie Ertrunkene reanimiert werden können.

Nicht jedem gelingt die Tat, und anders als bei einem Schuss in die Schläfe oder einem Sprung vom Hochhaus lässt der Gang ins Wasser die Möglichkeit, den Lauf der Dinge noch einmal zu ändern, sich für das Leben und gegen den Tod zu entscheiden. Der britische Schriftsteller Evelyn Waugh gehört zu diesen Menschen, wie er in seiner Autobiografie erzählt:

Eines Nachts ... ging ich hinunter zum Strand, mein ganzes Denken drehte sich um den Tod. Ich zog mich aus und schwamm hinaus. Hatte ich wirklich die Absicht, mich zu ertränken? Ich hatte das im Sinn und hinterließ bei meinen Kleidern einen Zettel mit dem Zitat von Euripides, in dem es um das Meer geht, das alles Ungemach der Menschen wegwäscht. ... Heute kann ich nicht sagen, wie viel echte Verzweiflung und wirkliches Wollen bei diesem Ausflug dabei waren und wie viel Theater. Es war eine wundervolle Nacht, der Mond sah aus, als hätte er einen Buckel. Ich schwamm langsam hinaus, aber lange bevor ich den Punkt ohne Wiederkehr erreicht hatte, schreckte den Kerl aus Shropshire ein Schmerz an der Schulter auf. Ich war mit einer Qualle zusammengestoßen. Noch ein paar Züge und ein zweiter, noch schmerzhafterer Stich. Die ruhige See war voll von diesen Kreaturen. Ein Omen? Ein Zeichen, das mich wieder zur Vernunft bringen sollte? Ich kehrte um und schwamm auf der Spur des Mondes zurück zum Strand. ... Es war mir Ernst mit meinem Vorhaben gewesen, daher hatte ich kein Handtuch mitgebracht. Mit einiger Mühe zog ich mich an, dann zerriss ich den großspurigen Wisch mit dem klassischen Spruch in kleine Fetzen und warf sie ins Meer, das, um seines Reinigungsamtes zu walten, mit einem stärkeren Wellengang auf die raue Küste zurollte, als Euripides ihn wohl jemals erlebt hat. Dann kletterte ich den steilen Hügel hinauf, hinter dem all die Jahre lagen, die noch kommen sollten.

LEICHEN }

Die Wasserleiche sei die poetischste aller Leichen, meinte Edgar Allan Poe, und er war damit nicht der Einzige. Seit William Shakespeare mit seinem „Hamlet, Prinz von Dänemark“ 1601 eine Frau ins Wasser gehen lassen, hat die Kulturgeschichte der Wasserleiche ihre unbestrittene Ikone gefunden: Ophelia.

Die Königin schildert Laertes, dem Sohn des Kämmerers, wie seine Schwester Ophelia, die von Prinz Hamlet Umworbene, zu Tode kam, singend und dem Irrsinn nahe:



Sigurd Wendland, „Ophelia“, Öl auf Leinwand, 2007

KÖNIGIN: Es neigt ein Weidenbaum sich über'n Bach und zeigt im klaren Strom sein graues Laub, mit welchem sie fantastisch Kränze wand von Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Kuckucksblumen. Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde an den gesenkten Ästen aufzuhängen, zerbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen die rankenden Trophäen und sie selbst ins weinende Gewässer. Ihre Kleider verbreiteten sich weit und trugen sie Sirenen gleich ein Weilchen noch empor, indes sie Stellen alter Weisen sang, als ob sie nicht die eig'ne Not begriffe, wie ein Geschöpf, geboren und begabt für dieses Element. Doch lange währt es nicht, bis ihre Kleider, die sich schwer getrunken, das arme Kind von ihren Melodien hinunterzogen in den schlamm'gen Tod.

LAERTES: Ach, ist sie denn ertrunken?

KÖNIGIN: Ertrunken.

Ophelia ist eine Männerfantasie oder sie beflügelt zumindest die Fantasie vieler Männer, sie findet sich als Zitat überall wieder, in der populären Kultur, in Werbung, der Unterhaltungsmusik, natürlich auch in der Dichtung und der Malerei, unzählige Künstler beschäftigten sich mit ihr. John Everett Millais' Bild der Ophelia ist ein Meilenstein in der Kunstgeschichte, Arthur Rimbauds Gedicht „Ophélie“ ein Meilenstein in der Dichtung, es beginnt mit den Zeilen:

*Auf stiller, dunkler Flut, im Widerschein der Sterne,
geschmiegt in ihre Schleier, schwimmt Ophelia bleich,
sehr langsam, einer großen weißen Lilie gleich.*

Der deutsche Lyriker Georg Heym brach 1910 das Bild der friedlich dahertreibenden Schönheit in seinem Gedicht „Ophelia“ schon mit den ersten Zeilen:

*Im Haar ein Nest von jungen Wasserratten
Und die beringten Hände auf der Flut
Wie Flossen, also treibt sie durch den Schatten
Des großen Urwalds, der im Wasser ruht.*

Auch Gottfried Benn, Dichter und Arzt, schrieb zwei Jahre später deutliche Worte:

*Der Mund eines Mädchens, das lange im Schilf gelegen hatte
sah so angeknabbert aus.
Als man die Brust aufbrach, war die Speiseröhre so löcherig.
Schließlich in einer Laube unter dem Zwerchfell
fand man ein Nest von jungen Ratten.*

Der Berliner Maler Sigurd Wendland ironisiert die ewig weibliche, ihrer Jungfräulichkeit beraubte Wasserleiche, indem er eine aufblasbare Gummipuppe im Wasser treiben lässt, männlich und mit erigiertem Penis. Unschuld sieht anders aus. Während die dichtenden Männer also über die reingewaschenen, makellosen Frau-

enkörper oder deren Zersetzungsgrade schöne Worte fanden, machte sich Shakespeare weiter reichende Gedanken und ließ zwei Totengräber darüber sprechen, was mit Ophelias Leichnam geschehen sollte:

ERSTER TOTENGRÄBER: *Soll die ein christlich Begräbnis erhalten, die vorsätzlich ihre eigne Seligkeit sucht? ...*

ZWEITER TOTENGRÄBER: *Wollt Ihr die Wahrheit wissen? Wenn's kein Fräulein gewesen wäre, so wäre sie auch nicht auf geweihtem Boden begraben.*

Die christlichen Gesellschaften hatten ein Problem: Was tun mit all den Suizidenten, den an Flussufern und Meeresstränden angeschwemmten Leichen? Im Mittelalter waren die „Strafen“ für die Selbstentleibung drakonisch, die Leichen wurden geschändet; aufgehängt, mit dem Gesicht nach unten übers Pflaster durch die Stadt geschleift, auf Mistgabeln gespießt, Hunden zum Fraß vorgeworfen, alles zur Abschreckung. Die Körper von Menschen, die ins Wasser gegangen waren, wurden entsprechend entsorgt, in München etwa wurde der Leichnam eines Suizidenten in ein Fass gestopft und in die Isar geworfen, in Zürich begrub man die Toten eineinhalb Meter unter Sand im Wasser.

Die Kirche wollte sie bis weit ins 19. Jahrhundert nicht auf ihren Friedhöfen haben, das französische Kirchengesetzbuch hatte noch in seiner Fassung von 1917 verankert, dass für Suizidenten kein Platz auf Friedhöfen sei. Die heilige Erde hätte entweiht werden können, die bösen Geister jener, die Gewalt gegen sich selbst angewendet hatten, diejenigen Toten quälen, die nicht aus eigener Hand gestorben waren. An verschiedenen Orten entstanden jedoch Begräbnisstätten eigens für Suizidenten, der bekannteste unter ihnen ist der „Friedhof der Namenlosen“ in Wien. Er liegt direkt an der Donau, an der Stelle, wo die meisten Wasserleichen an Land getrieben wurden und auch heute noch werden.

GEREDE }

Der Tod im Wasser hat einen gesellschaftlich relevanten Aspekt. Was womöglich ein freiwilliger Tod war, muss nicht unbedingt danach aussehen. Es könnte ja auch ein Badeunfall gewesen sein. Herzstillstand im Wasser? Unglücklich ausgerutscht und in die Fluten gespült? Die Hinterbliebenen können rätseln, reden, sich trösten oder sich vielleicht ein gutes Gewissen machen. Und die Schaulustigen haben Anlass zu Geschwätz. Als Rudolf Diesel, schwerreicher Erfinder des Dieselmotors, im September 1913 auf dem Ärmelkanal spurlos vom Postdampfer „Dresden“ verschwand, war das Raunen groß. Selbsttötung? Ein Unfall? Mord?

Die Geschichte ist nie aufgeklärt worden, genauso wenig wie das traurige Ende des entmündigten Königs Ludwig II. im Starnberger See, das nach wie vor Historiker und halb Bayern beschäftigt.

Über den Suizid zu plaudern war in den Salons der europäischen Metropolen in Mode gekommen, seit der junge Dichter Thomas Chatterton 1770 seinem Leben mit Gift ein Ende gesetzt hatte und Goethe vier Jahre später mit seinem gelb befrackten Suizidenten Werther das sogenannte Werther-Fieber auszulösen vermochte. Kein anderer aber verursachte solch einen Kult wie die junge Frau, die um 1901 tot aus der Seine gezogen und in einer Pariser Leichenhalle mit Dutzenden anderer Leichen zur Identifikation auf einem Eisblock aufgebahrt wurde. Jemand hatte eine Totenmaske von dem Gesicht hergestellt, und was die Welt da sah, war ein sanft lächelndes Wesen, das die Herzen rührte und aus einer wahrscheinlich tief unglücklichen jungen Frau eine strahlende Heldin machte, deren tausendfach reproduziertes Antlitz die Zimmer junger Mädchen schmückte, Künstler wie Man Ray und Dichter wie Louis Aragon zu Höchstleistungen anspornte und auch in die Werke von Rainer Maria Rilke, Claire Goll, Vladimir Nabokov und Ödön von Horváth Einzug fand. Es wurde nie geklärt, wer die Totenmaske hergestellt hatte; Gerüchte führten bis nach Hamburg zu einem Gipsermeister, der ein gutes Geschäft mit der Maske gemacht haben soll.

Das hohle Gerede über Selbsttötung hat Georg Büchner wunderbar auf den Punkt gebracht, sich einen Seitenhieb auf Goethes Werther nicht verkneifend. In dem 1836 entstandenen Theaterstück „Leonce und Lena“ macht sein Held Leonce einen eher halbherzigen Suizidversuch. Aus einer Mischung aus Ennui und Liebesleid wirft er sich ins Wasser, wird aber gerettet. Leonce parliert danach fröhlich mit seinem Retter über seine eigene Tat:

LEONCE: *Mensch, du hast mich um den schönsten Selbstmord gebracht. Ich werde in meinem Leben keinen so vorzüglichen Augenblick mehr dazu finden, und das Wetter ist so vortrefflich. Jetzt bin ich schon aus der Stimmung. Der Kerl hat mir mit seiner gelben Weste und seinen himmelblauen Hosen alles verdorben. – Der Himmel beschere mir einen recht gesunden, plumpen Schlaf.* ∞

Als Zora del Buono 2001 vom marebuchverlag den Auftrag bekam, eine Kulturgeschichte des Wassersuizids zu schreiben, war sie begeistert. Sie zog sich nach Venedig zurück und erarbeitete ein Konzept. Das Buch wurde nie vollendet – ihr gefiel der Tonfall nicht: zu ironisch angesichts des tragischen Themas. Sie legte die Arbeit beiseite und überraschte den Verlag Jahre später mit einem Roman, in dem sie das Thema verarbeitet hatte. „Canitz' Verlangen“ erschien diesen September.